

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Glasharmonika

Geißler, Horst Wolfram

Berlin, 1936

Drittes Kapitel

[urn:nbn:de:bsz:31-143465](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-143465)

Drittes Kapitel

Als der Leutnant von Moncade drei Tage lang weder zum Dienst noch zum Essen erschienen war, ließ Reibnitz den kleinen Hülßen kommen.

„Nun? Hat er sich beruhigt? Sie können ihm sagen, daß er wieder anzutreten hat.“

Hülßen machte sein erstauntestes Kindergesicht und fragte nur: „Wer?“

„Wer? Moncade natürlich!“

„Moncade?“

„Ja doch, zum Teufel! Weshalb starren Sie mich so an? Ihnen wird er es doch wohl erzählt haben?“

„Was erzählt?“ fragte Hülßen, und sein Mund blieb halb offen.

„Daß er seinen Abschied eingereicht hat!“

„Sawohl, allerdings...“

„Nun also! Und?“

Hülßen sah den Major an; er wußte nicht, was er von diesen sonderbaren Fragen halten sollte.

Dem guten Reibnitz wurde bei diesem Blick plötzlich sehr sonderbar. „Was macht er?“

„Moncade?“

„Herrgott, ja! Wer denn sonst?“

„Moncade...“, sagte Hülßen, „Moncade ist in Urlaub!“

„Ist...?“ Dem Major dämmerte etwas. „Ist... Wollen Sie damit etwa sagen, daß er — daß er sich nicht hier in Neisse befindet?“

„Allerdings nicht“, antwortete Hülßen. „Er sagte mir, daß Sie ihm Urlaub gegeben haben.“

„Das hab' ich freilich...!“

„Dann ist die Sache also in Ordnung . . . Fast hätten Sie mich erschreckt, Herr Major!“

„Nicht mehr in Reife, sagen Sie?“

„Nein!“

„Wohin?“

„Weg!“ antwortete Hülßen. „Noch am selben Abend, an dem er mit Ihnen gesprochen hatte, ist er fortgeritten. Erst wollte ich mißtrauisch werden, weil er das bißchen Zeug, das unsereins hat, in seine Taschen stopfte, aber dann sagte er mir, daß Sie selber ihn in Urlaub schicken, und weil ich's immer noch nicht recht glauben wollte, gab er mir sein Ehrenwort!“

„Lust!“ sagte Reibnitz heiser. „Kommen Sie mit ins Freie, Hülßen!“

Draußen liefen sie hin und her, der kleine Hülßen hopsend neben dem langen Major, und nachdem der Major ein ganzes Brillantfeuerwerk von Glüchen losgelassen hatte, faßte er das Ergebnis der Untersuchung in die knappen, aber äußerst treffenden Worte zusammen: „Das hat uns gerade noch gefehlt!“, und der Leutnant nickte trübe: „Sawohl, Herr Major!“

„Das Regiment ist bei Seiner Majestät ohnehin in Ungnade. Wenn der König nun vollends diese Geschichte erfährt, werden wir weder den Grenadiermarsch noch den Musketiermarsch, sondern —“, und dann sagte er etwas Militärisch-Raues, was sich aber nur auf einen Teil des Marsches bezog.

Hülßen erwartete, daß der Major ihn fragte, ob Moncade etwas über seine Pläne geäußert habe, und war entschlossen, auch in diesem Punkte die Wahrheit zu sagen. Aber der Major fragte merkwürdigerweise nichts. Hülßen seinerseits war der Meinung, daß ein preussischer

Leutnant nicht zu reden brauche, wenn dies nicht befohlen sei; also schwieg er gern, denn schließlich war Moncade ja sein Freund gewesen.

„Und ich selber“, sagte Reibniz und schüttelte den kleinen Leutnant, „ich selber bin schuld daran! Ich hab' ihm den Urlaub gegeben — ohne Einschränkung! Wenn man ihn erwischt und verhört, kann er seelenruhig antworten: ‚Halten Sie sich an den Major von Reibniz!‘ Mein Gott, Hülsen! Ich sage nur: Wenn das der König erfährt!“

Hülsen dachte nach und meinte schließlich bekümmert: „Ich fürchte, man wird ihn nicht erwischen! Da er so unvorsichtig war, bei Nacht und Nebel davonzureiten, wäre es kein Wunder, wenn ihn Damm oder der Teufel holte.“

Der Major nickte mit einem schweren Seufzer:

„Ich will's ihm übrigens nicht wünschen. Er war einer der schneidigsten Offiziere, die der König hat — hatte —“

„Ja, das war er.“

„Freilich ein toller Kerl!“

„Wenn einer so im Februar über Land reitet — vielleicht tut die Kälte seinem Hitzkopf wohl? Vielleicht besinnt er sich und kommt zurück?“

Hülsen schwieg. Daran glaubte er nun nicht.

„Aber dann!“ brüllte der Major plötzlich. „Dann sperre ich ihn ein, bis ihm die Knochen knacken!“

Das blieb ein frommer Wunsch. Denn es sollten Wochen und Wochen vergehen — Moncade blieb verschwunden.

Das Regiment verließ die Winterquartiere.

Das Regiment marschierte. Der Musketiermarsch! Ohne den Leutnant Moncade.

Weder Damm noch der Teufel holten ihn, denn so einfach ging das bei Moncade nicht, obgleich sie anfangs manchmal nahe daran waren — es war weit nach Hochkirch.

Eingehüllt in seinen dicken Wintermantel war er aus Meise geritten, die Landkarte in der Tasche, dabei so viel Fleisch und Brot, wie er unterbringen konnte; denn er wusste: das Gebiet nach Westen zu, der Weg über Ottmachau nach Landeshut bis zur sächsischen Grenze, war jahrelang voll gewesen vom Krieg und war es noch, wenn auch die große Winterruhe herrschte. Zwei doppeläufige gezogene Pistolen hatte er zu sich gesteckt.

Die Nacht stand schwarz und still über dem ungewissen Dunkelgrau der Schneefelder, und so wie in der Welt sah es auch in Moncade aus. Sein Zorn, seine Verbitterung, sein Troß wurden milder in dieser ganz einsamen, weichen Nacht, aus deren Frieden sich doch unversehens die Gefahr aufrichten konnte, und damit kam ihm die Besonnenheit zurück. Er versuchte, Ordnung in seine Gedanken zu bringen. Ordnung? Nun, es war alles in Ordnung! Der Major selber hatte ihn fortgeschickt — nein, nicht eigentlich fortgeschickt, das mußte man wohl innerlich zugeben... aber das eine stand fest: Der Leutnant Moncade hatte seinen Abschied richtig eingereicht, hatte Urlaub, konnte reiten, wohin es ihm gefiel. Sogar nach Hochkirch — wenn er wollte. Und das wollte er nun eben. Was sonst? Nichts. Er ritt weiter.

Das Pferd strabte auf ausgetretenen Wegen, das Lederzeug knirschte leise, und wie die Stunden verramen, so verging auch Moncades Zorn. Da war ein Dorf, zerschossen und tot. Dort lag eines, das verschont geblieben war. Die Hunde bellten herüber.

Er nahm die Zügel fester.

Als der Morgen schwerfällig und krank heraufkroch, kam er an einen Hof, stieg aus dem Sattel und fragte nach Futter für sein Pferd. Während er neben dem Bauern im Stalle stand und sich wärmte, erfuhr er, daß er die österreichische Postenkette längst überritten hatte.

„Verdammt —!“ sagte Moncade. „Das — hm — das hab' ich mir schon lange gewünscht!“ Erkundigte sich aber doch nach einem Wege, der ihn samt seiner königlich preussischen Uniform wieder darüber hinausführte, bedankte sich und ritt davon. Jetzt war keine Zeit mehr für Zukunftsüberlegungen, jetzt hieß es aufpassen!

Nach einer Stunde bewegte sich etwas am Horizont.

Moncade glaubte, es sei eine Patrouille, und da er nicht weit vor sich am Wege eine Feldkapelle sah, beeilte er sich, sie zu erreichen. Die Tür war längst zertrümmert; was es an Holz in dem kleinen Raum gegeben, hatte man zum Lagerfeuer geschleppt.

Er ließ sein Pferd hinter der Kapelle stehen, ging hinein und spähte durch ein großes Loch in der bunten Fensterscheibe nach der verdächtigen Gesellschaft, die da herankam.

Es war aber keine Patrouille, sondern ein nobler geschlossener Reiseschlitten; man hörte schon die Schellen am Geschirr, und auf jeder Seite des Schlittens trabte ein österreichischer Dragoner.

In einer halben Minute würden sie da sein, aber Moncade brauchte nur fünf Sekunden, um sich zu entschließen.

Mit der einen Pistole stand er im Anschlag, die zweite hielt er in der Linken, und als der Schlitten heran war,



knallten zwei Schüsse in die graue Luft. Die Pferde der beiden Dragoner stiegen erschreckt — und in dem Augenblick, da Moncade, die zweite Pistole zum Schuß erhob, aus der Kapelle stürzte und die Österreicher die preussische Uniform sahen, gaben sie ihren Säulen die Sporen und rasten davon, nicht zurück, sondern den Weg entlang, den sie hätten reiten sollen. Der Kutscher war vom Boß und hinter den schützenden Schlitten gesprungen.

Moncade trat an den Schlitten heran. Mit der Linken öffnete er den Schlag, in der Rechten hielt er die Pistole. Er sagte: „Ich bitte um Verzeihung, aber —“

Da sah er, daß er keine Höflichkeiten zu verschwenden brauchte, denn der Schlitten war leer, der Platz des Fahrgastes wurde durch einen Koffer und sonst nichts eingenommen.

„Auch gut!“ sagte Moncade, obwohl er nichts dagegen gehabt hätte, einen österreichischen General oder ein hübsches Mädchen zu fangen.

Während er noch verwundert dastand, hörte er hinter sich dumpfe Hufschläge im Schnee: Der Kutscher hatte seinen schweren Fahrpelz abgeworfen, war um die Kapelle herumgelaufen und galoppierte jetzt — auf Moncades Pferd — den Dragonern nach.

„Hol dich der Teufel!“ schrie der Leutnant und zielte. Aber der Mann war schon zu weit, beide Schüsse gingen fehl.

„Eine schöne Geschichte!“ sagte Moncade und schmiß wütend die Pistolen in den Schlitten. Er blickte rundum und überlegte — sehr lange freilich durfte man sich hier nicht bedenken.

Was also?

Die Schlittensperde standen wie die Lämmer. Er stieg in den Schlitten und versuchte, den Koffer zu öffnen. Mit Gewalt glückte es. Zuerst lag eine österreichische Offiziersuniform, dann kamen Zivilkleider und Wäsche und schließlich ein paar Aktenbündel.

„Noch besser!“ sagte Moncade, suchte einen schönen dunkelgrünen Rock heraus und alles, was dazugehört, und fing an sich umzukleiden; damit war er bald fertig und packte seine eigenen Sachen zu den anderen in den Koffer.

Dann zog er den schweren Schafspelz an, den der Kutscher weggeworfen hatte, wendete den Schlitten, stieg auf und fuhr davon.

Soweit war er nun. Jetzt aber?

Während er die Pferde traben ließ, überlegte er scharf und ruhig. Bei einer der nächsten Straßengabelungen

bog er ab und schlug einen verschneiten Weg ein, auf dem, wie er am Fehlen der Spur sah, der Schlitten bestimmt nicht hergekommen war; so vermied er wenigstens, dorthin zu geraten, wo man das Gefährt und den Koffer kannte.

In den paar Dörfern, durch die er kam, hielt ihn niemand auf. Er sah auch keine österreichischen Truppen.

Um die Mittagszeit aber, als er an einem Waldgasthause vorüber wollte, rief ihn plötzlich ein Posten an, und aus der Tür sauste ein Duzend weißbrodigen österreichischer Infanteristen mit einer Geschwindigkeit, als wären es Preußen.

„Halt!“

Moncade erkannte, daß an Flucht nicht zu denken war. Also stieg er vom Boß, grüßte höflich und sagte: „Gott sei Dank!“

„Was wollen Sie hier?“ fragte der Leutnant und besah ihn mißtrauisch. „Ihren Paß!“

Moncade nickte und öffnete den Schlag. „Wie Sie sehen, bin ich allein!“ sagte er und gab seiner Ansprache einen stark französischen Akzent.

Der Leutnant wurde höflich. „Ich muß Sie um eine Erklärung bitten, mein Herr. Wollen Sie mir ins Haus folgen!“

Als sie am Feuer saßen, sagte der Reisende: „Sie wünschen meinen Paß zu sehen, aber ich kann Ihnen damit leider nicht dienen, denn er ist mir von den Preußen abgenommen worden. Sie müssen mir deshalb einseitig ohne amtliche Bestätigung glauben, daß ich der Vicomte de Moncade bin, aus Wien komme, wohin ich dem französischen Gesandten einige Akten zu bringen hatte, und nach Dresden will.“

„Aber Sie können auf diesem Wege unmöglich Preußen getroffen haben!“

Moncade zuckte die Achseln. „Ich war als französischer Offizier vor anderthalb Jahren mit bei Kofsbach — seitdem halte ich bei den Preußen alles für möglich. Ist Ihnen — zwei oder drei Stunden von hier — die kleine Kapelle bekannt?“ Er beschrieb sie. „Dort war es!“ Moncade erzählte sehr anschaulich von dem Unfall. Ahnungslos im Schlitten sitzend, war er plötzlich in eine Schießerei zwischen einer österreichischen Dragonerpatrouille und einer ziemlich starken preußischen Abteilung geraten. Die Preußen hatten den Platz behauptet und schließlich ihn, den ganz Unbeteiligten, in aller Ruhe ausgeplündert; dann waren sie davongeritten. Sein Kutscher war geflohen. Daß allerdings der gefüllte Koffer, der friedlich im Schlitten stand, nicht ganz zu der Ausplünderung paßte, machte ihm heimliche Beschwerden; wenn der Österreicher den sah — aber das war eben einer von jenen Augenblicken, wo man sich auf seinen Stern verlassen mußte.

„Ich bin Ihnen, Herr Vicomte, für die Mitteilungen, die Sie mir da machen, höchst verbunden“, sagte der Leutnant. „Sie sind so wichtig, daß ich sie sofort an den Regimentsstab weitergeben werde.“

„Das begreife ich“, sagte Moncade.

„Da Sie nach Sachsen wollen, so kommen Sie ohnehin bei meinem Regiment vorbei. Ich gebe Ihnen einen Mann mit, der die Meldung dorthin zu bringen hat. Übrigens kann er Sie fahren!“

„Ausgezeichnet! Setzen Sie Ihrer Güte die Krone auf und schreiben Sie ein paar Zeilen, mit denen Sie Ihren Oberst bitten, mir einen vorläufigen Paß auszu-

stellen, damit ich nicht alle paar Meilen neue Schere-
reien habe!“

Der Leutnant tat das bereitwillig, und so fuhr der
Vicomte de Moncade, der noch vor zwei Stunden preu-
ßischer Offizier gewesen war, mit einem österreichischen
Soldaten auf dem Bock ruhig und sicher durch die Trup-
pen der Kaiserin bis zum Stabsquartier.

Dort stellte ihm der Oberst den erbetenen Paß aus
und begleitete ihn persönlich zum Schlitten.

Aber da fiel sein Blick auf den Koffer. Er stuzte, und
den Vicomte traf ein Blick, der von äußerst kränkendem
Mißtrauen zeugte.

„Sinn — sagen Sie nicht, daß Sie ausgeplündert
worden seien, mein Herr?“

„Der Koffer gehört nicht mir.“

„Nicht Ihnen?“

„Nein. Ihr Leutnant bat mich, ihn nach Baugen mit-
zunehmen.“

„Was hat der Leutnant nach Baugen zu schicken?“

„Ich weiß es wahrhaftig nicht“, antwortete der Vi-
comte kühl. „Was mich betrifft, so pflege ich mich nicht
für fremde Koffer zu interessieren.“

„Darf ich Sie trotzdem bitten, ihn zu öffnen?“

„Er ist offen, soviel ich weiß.“ Moncade klappte den
Deckel auf.

Der Oberst sah die österreichische Uniform, die oben-
auf lag, und sagte: „Ich wünsche Ihnen eine glückliche
Reise!“ Der Vicomte dankte sehr gemessen.

So begann die große und seltsame Irrfahrt des ge-
wesenen Leutnants Moncade, der nicht mehr zu den
Preußen zurücksand.

Kreuz und quer fuhr er durch Schlesien, bald diesseits, bald jenseits des Gebirges, und wich sowohl den Österreichern als auch den Preußen nach Möglichkeit aus; wenn er aber einmal gar nicht mehr ausweichen konnte, so lag in seinem Koffer immer diejenige Uniform oben auf, die gerade paßte, und von seinem österreichischen Ausweis machte er den geschicktesten Gebrauch. Trotz allen Schwierigkeiten kam er seinem Ziel, nämlich dem bei Bauzen gelegenen Schlachtfeld von Hochkirch, langsam näher, und schließlich — der Schnee verging schon — hatte er es erreicht.

Wo kein Schnee mehr ist, hat auch der schönste Schlitten wenig Sinn. Moncade verkaufte ihn also, und da saß er nun mit seinem Koffer in einem Bauzener Wirtshaus. Die Wege waren grundlos geworden; man würde wenigstens eine Woche warten müssen, bis die freundlich-schüchterne Vorfrühlingssonne sie einigermaßen getrocknet hatte.

Moncade benutzte diese Rast, um den Inhalt des Koffers genauer anzusehen. Vielleicht lohnte sich das Studium der Akten, die darin waren, vielleicht fand sich etwas, worauf er seine Zukunft aufbauen konnte; denn solange er unterwegs gewesen war, hatte ihn die Gegenwart mit ihren Fährnissen durchaus in Anspruch genommen, nun aber schien es ihm, daß er auch das Kommende bedenken müsse, und zwar um so gründlicher, je unklarer es war — und es war, bis auf einen Punkt, noch völlig unklar.

Aber seine Hoffnungen wurden enttäuscht. Die Akten enthielten nichts als Verwaltungsangelegenheiten eines österreichischen Regiments, Abrechnungen über Sold und Verpflegung. Der Koffer hatte offenbar einem Obersten

gehört, dessen Unterschrift Moncade als „Allendorf“ las; genau konnte er sie nicht entziffern — sie war ihm auch gleichgültig. Und dann war da noch ein Bündel Briefe, von einer Frau geschrieben, in französischer Sprache. Ohne Anteilnahme überflog er einige und merkte bald, daß sie schon viele Jahre alt waren. Alte Liebesbriefe? Ach, es gab augenblicklich nichts Unwichtiges für ihn!

Mißmutig packte er alles wieder zusammen und verließ sein Zimmer, um ein wenig spazierenzugehen; denn die Wände standen eng beieinander, es war ihm nicht wohl ums Herz. Voll ungueter Gedanken schritt er die Straße entlang, ließ den Kopf hängen und sah weder rechts noch links. In diesen Tagen wahrscheinlich würde sein Regiment marschieren... unter den Fahnen des Großen Friedrich. Es ging dem König von Preußen schlecht. Die österreichische Front war weit nach Nordosten hinaufgeschoben, er hatte Unglück, brauchte jeden Mann. Und Leutnant Moncade?

Er ballte die Fäuste. Dummheit oder nicht, dachte er, das hilft nun nichts mehr. Schäme dich und friß aus, was du dir eingebrockt hast! Er gab sich einen Ruck und hob den Kopf.

Und als er den Kopf hob, geschah dies in einem jener Augenblicke, die das Schicksal mit einer Geduld vorbereitet, wie sie nur Gott haben kann, in einem jener höchst seltsamen und bedeutenden Augenblicke, in denen das Leben bei einer entscheidenden Wegkreuzung angelangt ist und wo der Mensch ganz plötzlich und unmittelbar spürt, daß es keinen Zufall gibt.

Moncade nämlich sah in ein Paar blaue Augen und blieb erschrocken stehen.

Er erkannte zunächst gar nicht das Gesicht, denn dieses Gesicht war aus seiner Erinnerung weggelöscht — die Augen allein waren immer gegenwärtig vor ihm gewesen.

„Sie sind es, mein Fräulein!“ sagte er und vergaß jeden Gruß.

Das Mädchen lächelte nicht, sondern fragte ganz ernst zurück: „Wer bin ich?“, und dabei schauten sie einander unverwandt in die Augen.

„Sie sind es, die mich am Tage nach Hochkirch gepflegt hat und die ich seitdem suche!“

„Sie suchen mich, Herr von Moncade?“

„Ihretwegen bin ich hier! Aber —“

„Nun?“

„Verzeihen Sie — ich glaubte stets, ich hätte damals im Herrenhaus eines Gutes gelegen...?“

„Und?“

„Wir sind hier in der Stadt!“

Sie errötete, und nun lächelte sie auch und schlug endlich die Augen nieder, so daß Moncade sich befreit fühlen, sich fassen und sie betrachten konnte.

Sie trug ein schwarzes Wollkleid, ein gestricktes blaues Schultertuch und ein Häubchen, und an ihrem Arm hing ein Korb mit Möhren.

„Die Erinnerung hat Sie nicht getäuscht, Herr von Moncade“, sagte sie, „obwohl Sie damals nur eine Minute lang bei Besinnung waren. Sie befanden sich am Abend von Hochkirch und noch eine ganze Woche danach freilich in einem Schlosse. Aber die rührende Geschichte, die Sie sich später dazugedacht haben, stimmt nicht. Sie sehen ja, daß ich kein Fräulein bin. Ich war damals zufällig dort, weil die Tochter des Gutsherrn

meine Freundin ist, und da ich mich auf Krankenpflege verstehe — — schade, daß Ihr schöner Roman in soviel Nüchternheit endet, nicht wahr?"

„Sie wohnen hier in der Stadt?"

„Bei meinen Eltern.“

„Wer ist Ihr Vater?"

„Der Stadtkantor August Fürchtegott Ziehle, da Sie es denn so genau wissen wollen.“

„Sie werden mir erlauben“, sagte Moncade, „daß ich Ihren Herrn Vater besuche? Ich bin seiner Tochter und also auch ihm großen Dank schuldig.“

„Das sind Sie freilich“, antwortete sie. „Ich war damals in schrecklicher Sorge, ob ich Sie durchbringen würde, und ich muß Ihnen sagen, daß Sie ein sehr schlechter und besonders wilder Patient waren! Kommen Sie heute abend, ich werde Sie gebührend anmelden.“

Sie gab ihm die Hand, lächelte und ging davon.

Erst als der Weg vollends grundlos wurde, bemerkte Moncade, daß er, tiefsinnig hinwandelnd, die Stadt verlassen hatte, und nun schüttelte er über sich selber den Kopf. Der Zustand seines Gemüths war seltsam genug. Seine Träume hatten ihm die Begegnung mit der unbekanntem Geliebten ganz anders gezeigt, aber er war weder enttäuscht noch verstimmt — nur befremdet von jener Art Fassungslosigkeit, die den Menschen überkommt, wenn er auf das Unerwartete trifft, zumal wenn es ihm in Gestalt einer Frau begegnet.

Moncade lehnte sich an das hölzerne Geländer einer Brücke und blieb da ganz ruhig.

Der Vorfrühlingstag war um ihn, von nichts andern noch geschmückt als vom rieselnden Licht, das wie durchsichtiges Gold über den unerwachten Wiesen und den

fernhin gewellten Hügeln schimmerte. Über das kühle Blau des Himmels waren Fäden aus hauchzartem Silber geblasen, und dieses wunderbare Gespinnst war es, das den Einsamen fesselte. Die Unbegreifbarkeit und Ferne, das gestaltlos Schöne begann ihn an sich zu ziehen, ihn zu verzaubern, und er vergaß das Dasein der Zeit. Bis zu diesem Augenblick war er nur ein Flüchtling gewesen, der vieles hinter sich gelassen hatte, ohne zu erkennen, was vor ihm lag. Auch jetzt erkannte er's noch nicht, aber er wußte doch, wo sein Ziel lag.

Plötzlich fröstelnd in einer unbestimmten Leere, nahm er den Mantel fester um sich und wanderte langsam nach der Stadt zurück wie auf dem Weg zu einem neuen Leben.

Als es dämmerig wurde, suchte er die besten Kleider aus dem Koffer. Der bestellte Barbier kam und begann einen Endkampf mit Moncades Haar, dessen Wildheit, jahrelang durch den straff geflochtenen preussischen Zopf gebändigt, in letzter Zeit wieder aufgewacht war, da er versucht hatte, es in einen sanften, schleifengeschmückten Haarbeutel zu zwingen. Der Barbier blieb Sieger: Moncades schöner und kühner Kopf trug nun eine sorgfältig gepuderte Frisur mit zwei kunstvollen Lockenrollen über den Schläfen, die dem Gesicht etwas sehr Gepflegtes gaben.

So ging er zu dem Stadtkantor August Furchtegott Ziehle, der in einem recht hübschen Haus neben Sankt Peter wohnte.

Eine rundliche Frau öffnete die Thür und leuchtete ihm ins Gesicht. „Gewiß der Herr Leutnant von Moncade!“ sagte sie. „Trete der Herr nur ein, ich hoffe, es gefällt ihm bei uns!“



„Sie sind die Frau Stadtkantorin selber?“

„Zu dienen, und da ist mein Mann.“

Moncade begrüßte das Kantorspaar aufs höflichste und fühlte sich ebenso aufgenommen.

Die Stube, in der sie saßen, war niedrig, aber groß und mit einer Sorgfalt gehalten, wie er sie nie gesehen hatte. Es schien, daß Mutter und Tochter kein anderes Lebensziel kannten, als unzählige Spitzen für diese Stube zu klöppeln: weiße Spitzenvorhänge an den Fenstern, weiße Spitzendecken für das Sofa, für Tisch und Stühle, Spitzen überall, wo es nur eine Gelegenheit gab, mit einem Knopf daran hängenzubleiben. Ein großer Kachelofen, der vom Flur aus geheizt wurde, verbreitete die schönste Buchenholzwärme, und mit ihr mischte sich der Geruch von geschuerten Dielen, von Äpfeln und

vom Dreikönigskanaster, den der Stadtkantor aus einer langen türkischen Staatspfeife rauchte, die so ausah, als ob sie nur festtags vom Brett genommen werden dürfte.

Obgleich Moncade keine Übung darin hatte, Herrlichkeiten dieser Art zu bewundern, versuchte er's doch nach Vermögen und stellte zufrieden fest, daß die Frau Stadtkantorin Laura Ziehle über sein Lob geradezu aufleuchtete.

August Fürchtegott war ein Männchen, das man sich nicht wohl anders als in einem geblühten Schlafrock denken konnte; er hatte ein zerknittertes, verschmißt-gutmütiges und sehr humoriges Gesicht, das er vor einer besonders treffenden Bemerkung mit Tabak zu vernebeln pflegte, um die Pointe durch dieses Gewölk um so unvermuteter abfeuern zu können, daher man, wenn er ganz mächtig zu passen begann, sich jedesmal auf einen Geistesblitz gefaßt machen durfte, der sein sächsisches Originalgenie in bengalischer Beleuchtung erscheinen ließ, was freilich auch angebracht war, da man es sonst vielleicht übersehen hätte.

„Charlotte muß jeden Augenblick zurück sein, und dann wollen wir uns gleich ans Essen machen“, sagte die Stadtkantorin. „Nur werden Sie Nachsicht mit unserer Küche haben müssen; man kann sich in diesen Kriegzeiten nicht aussuchen, was einem schmeckt.“

„Ja, ja...“, sagte August Fürchtegott, „das ist nun schon das drittemal in zwanzig Jahren, daß unser Land den Krieg zwischen Preußen und Osterreich auf dem Buckel hat.“ Pass, pass, pass! „In der Weltgeschichte ist es leider manchmal umgekehrt wie im Sprichwort: Wenn zwei sich streiten, steckt der Dritte die Prügel ein. Sprichwörter gelten eben nur fürs bürgerliche Leben.“

Der Gast erklärte, daß er diese Bemerkung für sehr treffend halte. „Ich begreife, daß Sie nicht gerade das Bildnis des Großen Friedrich auf dem Pfeifenkopf haben!“

Ziehle zwinkerte ihn überaus listig an. „Ich habe schon einen mit dem Friße“, antwortete er, „aber den rauche ich bloß, wenn preußische Einquartierung da ist. Kommt dann österreichische, so wird die Maria Theresia in Betrieb gesetzt.“ Pass, pass! „Heute abend bin ich neutral wie ein Türke!“

„Vortrefflich!“

„Denn warum? Ein preußischer Leutnant — im Bürgerrock und hinter der österreichischen Front? Finde einer für diesen Fall den passenden Pfeifenkopf!“

„An Ihnen, Herr Kantor, ist ein Diplomat verlorengegangen!“

„Das sage ich auch immer!“ antwortete Ziehle, listig strahlend.

„Aber stürzen Sie sich nicht in Unkosten — ich habe meinen Abschied genommen.“

„Was!“ sagte Charlotte, die unbemerkt eingetreten war. „Den Abschied?“

„Allerdings.“

„Weshalb?“

„Das erzähle ich Ihnen vielleicht später einmal.“

„Später? Also bleiben Sie hier?“

„Ich sehe keinen Grund für meine Abreise, aber viele dagegen!“ sagte er und beugte sich über ihre Hand, was bei Frau Laura ein neuerliches Aufleuchten bewirkte.

Charlotte deckte den Abendtisch, die Kantorin ging in die Küche, August Fürchtegott legte seine Pfeife weg und öffnete die Fenster, um den Tabakrauch hinauszuz-

lassen. Dabei gab er weise Worte von sich und meinte, es sei wohl niemals klug, von einem aussichtsvollen Wege abzuweichen. Moncade hatte darauf nichts zu erwidern — besonders willkommen aber war ihm die Bemerkung nicht.

„Warten muß man können!“ sagte der geblühte Sokrates. „Aber das lernt man freilich erst, wenn es zu spät ist! Junge Menschen machen schon seit Adams Zeiten immer dieselben Fehler. Oder glauben Sie, ich wäre anders gewesen? Nein, keine Spur — immer mit dem Kopf durch die Wand!“ Er pflanzte sich vor Moncade auf und gab seinen Augen einen hinreichend wilden und unternehmenden Ausdruck: „Ich bin Kantor in Ammendorf gewesen, das liegt an der Elster zwischen Leipzig und Halle; die Bezahlung war gering, aber bei meinem musikalischen Talent hatte ich die besten Aussichten, einmal nach Halle zu kommen oder vielleicht sogar Thomaskantor in Leipzig zu werden! Ich hätte nur zu warten brauchen. Aber nein! Hier wurde die Stelle frei, und weil ich im Monat zwei Taler mehr kriegen sollte und zu Weihnachten eine Gans, ging ich her, und meine Laura dachte wunder wie gescheit wir wären. Seitdem sitz' ich hier in Baußen, und in Baußen werd' ich begraben — ich bitte Sie, Herr von Moncade, was soll ein Mensch mit meinen Talenten in Baußen?“

Da Moncade dies auch nicht wußte, sagte er ablenkend: „Gewiß wäre auch für Ihre Tochter das Leben in Leipzig angenehmer gewesen.“

„Ja...“, meinte Ziehle sehr nachdenklich, „jawohl! Für unsere Tochter natürlich auch. Sie war damals gerade auf die Welt gekommen. Wenn ich so daran denke...!“ Und er schüttelte den Kopf.

Das Essen wurde aufgetragen, man setzte sich, und August Fürchtegott widmete sich mit solcher Hingabe dem Hammelbraten, der eigentlich für Sonntag bestimmt gewesen war, daß er während der nächsten halben Stunde seine Weisheit für sich behielt. Moncade bemerkte das mit Vergnügen.

Er saß Charlotte gegenüber, und während er das Gespräch in Gang hielt, kamen ihm dieser ganze Abend und die Familie immer sonderbarer vor. Wenn er Charlotte betrachtete — und er tat das eigentlich ununterbrochen —, ihren schmalen blonden Kopf, der so sanft aussah und in dem doch allerhand Unerwartetes zu stecken schien; wenn er die Antworten hörte, die sie ihm gab, und die Gewandtheit ihres Geistes spürte; wenn er die schöne Unbefangenheit ihrer Bewegungen sah und auf ihre Hände blickte — die Pompadour, als sie jung war, konnte keine schöneren gehabt haben — — wenn er dies alles zusammennahm, so dünkte es ihn immer wunderlicher, wie der liebe Gott wohl zu der Laune gekommen sein mochte, diese Tochter diesen Eltern zu geben! Er beschied sich einstweilen mit der freilich nicht geäußerten Meinung, daß in Sachsen alles möglich sei. Hatte nicht auch der Pastor Lessing im benachbarten Kamenz einen Sohn, der ein Genie sein sollte?

Der Kantor überlegte sich während des Essens, welche Fragen er seinem Gaste noch vorsezen mußte, um über diesen verabschiedeten Leutnant ins reine zu kommen. Kaum hatte er sich in seinen Stuhl zurückgelehnt und seine Tabakspfeife von neuem angezündet, da feuerte er auch schon die nächste dieser Fragen schnurstracks gegen Moncade ab und machte ihm damit wenig Freude. „Mein bester Herr“, sagte er mit der wohligen

Neugier des Gesättigten, der ein paar fremde Sorgen zum Nachtsisch erwartet, „was gedenken Sie nun nach Ihrer Verabschiedung zu tun? Oder sind Sie in der glücklichen Lage, daß Sie überhaupt nichts zu tun brauchen?“

„Keineswegs!“ antwortete Moncade. „Was würden Sie mir raten?“

„Ich an Ihrer Stelle“, antwortete Ziehle, gewaltig passend, „würde zunächst meine Eltern aufsuchen.“

„Dazu müßte ich welche haben.“

„Oh, ich bitte um Vergebung! Ihre Eltern sind also tot.“

„Ja.“

„So. Mir scheint, Sie sprechen nicht gern darüber?“ fragte der Kantor ebenso diplomatisch wie taktvoll.

Moncade sah ein, daß er ihn mit Verschllossenheit nicht loswerden würde. „Als ich noch ein ganz kleiner Junge war, verließ meine Mutter das Haus. Mein Vater starb bald darauf, vielleicht an gebrochenem Herzen. Ich wurde von einer Tante in Hannover erzogen, aber die ist nun auch tot.“

Damit hielt er die Sache für abgetan.

August Fürchtegott jedoch sagte mit vieler Mißbilligung: „Ei, ei — an gebrochenem Herzen? Ich schließe daraus, daß Ihre hochverehrte Frau Mama — wie soll ich denn gleich sagen —“

„Richtig!“ antwortete Moncade, der seine Ungeduld über soviel Neugier kaum mehr bändigen konnte. „Sie reiste nach Frankreich — nicht ohne Begleitung.“

Der Kantor schüttelte den Kopf. „Nach Frankreich! Womöglich sogar nach Paris! Und dort lebt sie noch?“

„Wenn sie nicht gestorben ist, so dürste ihr wohl

nichts anderes übriggeblieben sein“, sagte Moncade, und seine Langmut riß mit einem so hörbaren Ruck, daß Charlotte für ihren Vater errötete.

„Schicksale gibt's...!“ stellte der neutrale Türke fest und hüllte sich in Wolken des Kummers.

„Vielleicht würde es Herrn von Moncade Vergnügen machen, wenn wir ein wenig musizierten?“ fragte Charlotte, entschlossen, dieses Bauzener Verhör zu beendigen.

Sie stand auf, öffnete das Klavier und zündete die Kerzen an. Schon durch diese Bewegung und durch die neue Beleuchtung änderte sich die unangenehme und etwas gespannte Atmosphäre. Der Kantor legte seine Pfeife weg und setzte sich an das Instrument. Er begleitete Charlotte, die kleine Lieder von Hagedorn und Kleist sang — es war, als ob die junge Sonne auf eine Wiese voll Frühlingsblumen schiene.

Laura saß auf dem Kanapee, und Moncade lehnte an dem freundlichen Kachelofen. Was er hörte, war gewiß keine bedeutende Kunst, aber es war Charlotte, die sang, und das genügte ihm.

Bei schicklicher Zeit und Gelegenheit empfahl er sich und wurde mit Wärme aufgefordert, bald wiederzukommen.

Charlotte leuchtete ihm die Treppe hinunter und sagte an der Haustür: „Morgen um neun Uhr habe ich einen Krankenbesuch zu machen, ziemlich weit vor der Stadt. Begleiten Sie mich? Es wäre mir lieb, denn ich habe Ihnen notwendig einiges mitzuteilen!“

Als sie sich anderntags begegneten, war Charlottes Heiterkeit ein wenig getrübt. „Was werden Sie von meinem Vater gedacht haben“, sagte sie, „und wie eng

und beschränkt muß Ihnen alles erschienen sein! Ach, schütteln Sie nicht aus Höflichkeit den Kopf, Sie sind kein guter Komödiant, ich konnte recht wohl sehen, was in Ihnen vorging!“

„Was nämlich?“ fragte er lächelnd.

„Herr von Moncade dachte so ungefähr: Verwünschte Geschichte, in die ich mich da hineinwickeln ließ! Da sitz' ich nun inmitten von lauter Neugier und Biederkeit und weiß nicht, wie ich aus dem gehäkelten Käfig herauskomme! Wär' ich nur —“

„Erlauben Sie —“

„Keinesfalls, daß Sie lügen, denn das hab' ich nicht um Sie verdient! Ja, gestehen Sie nur, daß der Roman, den Ihr Brausekopf ausgedacht hatte, in ein sehr sandiges Gerinnsel verläuft und daß Sie von Herzen fürchten, in einem Froschtümpel gefangen zu bleiben! Gestehen Sie, daß Sie Ihre Torheit erkennen und ebenso beunruhigt wie mißmutig sind — ja daß Sie schon überlegt haben, ob es nicht besser sei, sich aufs Pferd zu setzen und mit einer verlegenen Entschuldigung davonzureiten.“

„Sie sonderbares Mädchen!“ erwiderte Moncade. „Was Sie da sagen, klingt ja, als ob Sie selber sich in einem Froschtümpel gefangen fühlten!“

„Bin ich's denn nicht?“ fragte Charlotte. „Verstehen Sie mich nicht falsch! Ich liebe meine Eltern und weiß, daß sie vortreffliche Menschen sind. Eigenarten, die andere stören, haben wir alle; aber ich bin neunzehn Jahre alt, und meine Welt hört drei Meilen hinter Baußen auf. Mit fünfundzwanzig werd' ich irgendeine Frau Aktuaris oder Sekretarius sein, und dann ist die Welt für mich noch um ein paar Stunden enger geworden, und die Deckchen und Spitzen, die ich bislang für mei-



nes Vaters Kanapee geklöppelt habe, werde ich dann für das meines Mannes klöppeln. Ist das auch ein Unterschied? Ist das eine Welt? Sie kennen mehr davon, denn' ich!"

„Ich bin ein wenig darin herumgekommen, das ist wahr“, sagte er, „und ich hoffe noch mehr zu sehen. Wenn ich nur wüßte, wie das werden wird!“

„Sie wissen es nicht?“

„Auf mein Wort: nein.“

„Wunderbar, ganz wunderbar!“

„Was?“

„Ein Mann zu sein und einfach so loszureifen!“

„Mir scheint, der Brausekopf sitzt jetzt auf Ihren hübschen Schultern. Aber wer hindert Sie, mitzugehen?“

Charlotte sah ihn aus erschrockenen Augen an. „Was fällt Ihnen ein! Schon daß ich heute und hier in Baugen mit Ihnen gehe, wird Grund genug für ein großes Gefuschel aller Frau Basen sein. Und nun vollends — ach, machen Sie mich nicht trauriger, als ich bin. Wenn ich's recht überlege, Herr von Moncade, ist es ein Unglück, daß Sie gekommen sind, und es wäre wahrhaftig das beste, wenn Sie nur bald wieder abreißen.“

„Wirklich?“ fragte er.

Sie schlug die Augen nieder und schwieg.

„Bisher“, sagte Charlotte dann, „haben wir so ehrlich miteinander gesprochen, wie es selten geschieht. Ich will auch nicht lügen. Ich werde sehr traurig sein, wenn Sie wieder weg sind. Bleiben Sie aber, so wird gewiß ein Unglück daraus.“

Moncade blieb stehen und nahm ihre beiden Hände. „Das Unglück wird nur sein, wenn wir uns trennen. Ich liebe dich.“

„Und ich dich!“ sagte Charlotte.

Den Rest des Weges wanderten sie stumm nebeneinander.

Solange Charlotte bei ihrem Kranken war, ging

Moncade glücklich und voll guter Gedanken vor dem Hause auf und ab. In seinem Herzen war der Vorfrühlingsglanz der Welt, die ihn umgab. Wenn Charlotte, als sie zurückkam, gesagt hätte: „Nun gehen wir zu meinen Eltern und teilen ihnen mit, was wir auf dem Herzen haben“, so hätte er ohne Bedenken darein gewilligt.

Aber sie tat es nicht, und er selber dachte nicht daran. Sondern sie sagte: „Wir werden uns sehr in acht nehmen müssen, damit es kein böses Gerede gibt.“

„Das sollte mir gleichgültig sein.“

„Dir vielleicht — mir nicht. Du darfst nicht mehr so am helllichten Tage mit mir gehen — in dieser kleinen Stadt.“

„Also in der Nacht?“

Sie lächelte. „Morgen ist Sonntag, da hat mein Vater in der Kirche zu tun, und meine Mutter sitzt unter den Andächtigen. Ich werde eine Ausrede finden, daß ich daheim bleiben kann. Dann kommst du.“

Das gelang nach Erwarten. Sie saßen zusammen in dem freundlichen Klöppeldeckchenparadies, dessen von der reinen Vormittagssonne beschienene blütenweiße Ehrbarkeit allenfalls zärtliche Küsse erlaubte, in dessen Unschuld aber jeder Gedanke an Leidenschaft komisch gewirkt hätte. Das fühlten sie beide.

„Wir haben noch eine Stunde...“, sagte Charlotte. „In dieser einen Stunde müssen wir vieles, ja alles überlegen. Wie soll dein Leben werden?“

„Das weiß ich nicht!“ antwortete er. „Kann ich denn gültige Zukunftspläne aus dem Armel schütteln, solange du immer nur von mir redest?“

„Wir wissen also gar nichts.“

„Doch: Ich liebe dich, und das genügt!“

„Ach, mein lieber Moncade“, sagte sie kopfschüttelnd, „da der Mensch hungrig zu werden pflegt, wenn er nichts zu essen hat, so genügt es nicht einmal vierundzwanzig Stunden!“

„Du bist zum Erschrecken vernünftig!“

„Da du es nicht bist oder nicht sein willst, so muß ich es wohl sein. Setze dich nun endlich ruhig in die Sofaecke und laß uns miteinander reden wie zwei Menschen, die sich ein Leben zurechtmachen möchten.“

Moncade war ein wenig enttäuscht über ihre Zurückhaltung. Charlotte verstand es, das Gespräch und ihn selber zu lenken. Er sagte ihr, daß er über eine bestimmte Summe verfüge, die in England angelegt sei — „Es ist nicht viel, aber doch besser als nichts!“

„Du also bringst das Wenige mit, ich das Nichts“, lächelte sie. „Sage mir doch, wie weit das reicht, wenn man's zusammenlegt? Aber warte — etwas hab' ich auch!“ Sie stand auf und holte ein poliertes Kästchen. In den Deckel, den sie aufklappte, war ein Spiegel eingelassen, und in den Fächern, aus denen leiser Moschusdunst aufstieg, lagen geringe Säckelchen: eine dünne Goldkette, zwei silberne Ringe, ein Paar Filigranohrgehänge —

„Und was ist das?“ fragte er, nahm ein Goldmedaillon heraus und öffnete es. „Dein Bild, Charlotte, dein Bildnis!“

Sie sah ihn an.

„Recht ähnlich!“ sagte er, in Betrachtung und Vergleichung versunken. „Nur ein wenig ernst und schwermütig, will mir scheinen, aber dieser Gesichtsausdruck zeigt sich wohl häufig, wenn man dem Maler stundenlang sitzen muß. Weshalb schweigst du?“

In ihren Augen stand ein sonderbares Lächeln. „Was sollte ich wohl sagen? Du findest es also wirklich ähnlich?“

„Gehr!“

„Gefällt es dir?“

„Wunderliche Frage!“

„Ja, denke: ich mag's nicht besonders leiden.“

„Da läßt sich helfen!“ sagte Moncade und tat, als ob er das Bildchen zu sich stecken wollte.

Charlotte machte eine schnelle kleine Bewegung, aber sie hielt sogleich wieder inne. „Nun“, sagte sie, „nimm es getrost — ich habe ja nichts weiter, was ich dir geben könnte.“

„Du schenkst es mir?“

„Da du es ähnlich findest...“, antwortete sie und hatte plötzlich Tränen in den Augen. „Zur Erinnerung! Ach, Moncade! Wenn du wüßtest, wie schlecht die Komödie ist, die ich dir vorspiele, seit du neben mir sitzt! Oder hast du wirklich geglaubt, daß mir so kühl und vernünftig ums Herz ist, wie ich tue? Ihr Männer ahnt ja nichts von uns. Weißt du denn nicht, daß dies alles verlorene Zeit ist? Daß wir so töricht miteinander reden wie spielende Kinder? Daß das freundliche Spiel aus ist, wenn die Sonne untergeht und wir nach Hause müssen? Daß wir beide im Grunde nicht an alle diese Berechnungen und Pläne glauben und nur so reden, weil wir voreinander verbergen möchten, wie angstvoll wir sind? Oder konntest du wirklich glauben, daß August Fürchtegott Ziehles Tochter zu dem Herrn von Moncade gehört?“

„Charlotte?!“ sagte er ratlos erschrocken.

„Nein, laß! Ich kann nicht mehr, oder das Herz bricht mir entzwei. Ich liebe dich — und das ist alles. Was geht's dich an! Wir sind wie ein Liebespaar auf einem gemalten Teller: Er neigt sich freundlich zu ihr, aber dabei bleibt es denn auch bis zum Jüngsten Tag oder bis das Porzellan zerbricht. Aber wer möchte in diesem Haus und in dieser Stadt Porzellan zerbrechen!“ Sie schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte.

Moncade saß hilflos da. Er legte den Arm um ihre Schulter, streichelte ihr Haar und sprach leise Worte, aber sie zuckte nur und schüttelte den Kopf.

Unten ging die Haustür.

Charlotte machte sich hastig los, nahm die Schatulle unter den Arm und lief hinaus.

August Fürchtegott und Frau Laura erschienen im Sonntagsstaat, er mit einer wohlgelockten Perücke, sie im schönsten Reifrock.

„Der Herr von Moncade!“ sagte der Kantor. „Nun, das freut mich wahrhaftig, und wir wollen bis zum Essen noch gemütlich eine Pfeife rauchen. Stört Sie's, mein Wertester, wenn ich meine teuer aufstoupierte Lockenpracht beiseitelege? Laura, den Schlafrock! Aber wo steckt Charlotte?“

„Demoiselle Charlotte hat mir ein wenig Gesellschaft geleistet“, sagte Moncade, „ist dann aber weggegangen, weil sie, glaub' ich, in der Küche zu tun hatte und auch mit ihrem Anzug noch nicht fertig war.“

Da trat Charlotte ein. Niemand konnte sehen, daß sie geweint hatte.

„Nun, das ist keine erfreuliche Sonntagsüberraschung, wie?“ sagte sie und warf Moncade einen Blick zu, den er fürs erste nicht verstand.

„Welche?“ fragte Laura.

„Herr von Moncade hat auf euch gewartet, um sich zu verabschieden. Dringende Geschäfte nötigen ihn, noch heute abzureisen.“

Moncade schwieg, aufs tiefste betroffen. Charlottes Worte waren so bestimmt gewesen, daß er unmöglich widersprechen konnte, ohne die Lage noch schwieriger zu machen.

„Ich habe ihn gebeten, doch wenigstens noch zum Mittagessen dazubleiben, aber es war umsonst. Ich finde das wahrhaftig nicht hübsch, Herr von Moncade, aber nach dem, was Sie mir sagten, muß ich freilich einsehen, daß Sie in der größten Eile sind.“

„Nun, es hätte —“

„— ein hübscher Sonntag werden können, freilich. Indessen läßt sich nicht alles so einrichten, wie man wohl möchte. Schreiben Sie uns aber, wenn Sie in Wien sind, wie sich Ihre Geschäfte erledigt haben und ob wir hoffen dürfen, Sie einmal wiederzusehen!“

„Das kann ich Ihnen aufs bestimmteste versichern!“ sagte Moncade, völlig benommen von der Entschiedenheit, mit der sie alles zerriß und ihm nun doch noch einen Faden in die Hand gab, an den er wieder anknüpfen konnte.

August Fürchtegott wehlagte sehr, daß er einen so artigen und geistreichen jungen Freund verlieren müsse. Aber Frau Laura hüllte sich in bedauerndes Schweigen — ihr kam die Sache nicht geheuer vor.

Nach einem kurzen Hin und Her von höflichen Worten blieb Moncade nichts weiter übrig, als sich in der Eile zu verabschieden.

Charlotte begleitete ihn nur bis an den oberen Absatz

der Treppe. Dort blieb sie, gab ihm die Hand und sah in seine Augen.

„Wir werden uns wiedersehen!“ sagte sie in seltsamstem Ton und stand unbeweglich, während er langsam und wie von einem sinnlosen Traum gelähmt die Treppe hinunterging.

Charlottes Mutter, die ahnungsvoll neben sie getreten war, fing die plötzlich Wankende auf, als die Haustür ins Schloß fiel. —

Moncade?

Hätten ihn vor dem Haus ein Duzend österreichische Reiter erwartet, so wäre er nicht im Zweifel gewesen, was zu tun sei. Mit Männern wußte er umzugehen, im Kampfe war er aufgewachsen. Dies aber? Das Leben zeigte ihm ein anderes Gesicht, das er noch niemals erblickt hatte.

Viertes Kapitel

Un den Hochwürdigen Pater Beccaria in Turin!
Hochwürdiger Herr!

Ich habe immer gehofft, Sie in Turin besuchen zu können; da sich dies jedoch augenblicklich nicht ermöglichen läßt, weil ich im Begriffe bin, nach Amerika zurückzukehren, so muß ich mich von Ihnen wie von so vielen meiner europäischen Freunde schriftlich verabschieden.

Vor allem danke ich Ihnen für die häufige ehrenvolle Erwähnung meiner Person in Ihren Briefen an Mr. Collinson und andere, für die mutige und erfolgreiche Verteidigung meiner Elektrizitätstheorie und für